

Das sogenannte Pantoffelregiment

Autor(en): **Oswald, Jos.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1925-1926)**

Heft 2

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Herbstlicher Weiher.

Der einsame Waldweiher flimmert in der Sonne des Oktobernachmittages.

Still-leuchtend.

Heiterkeit sprühend.

Froh des Glanzes strahlt inmitten der Wasserpflanzen die rötliche Sonnenscheibe.

Rotbunte Laubbäume prangen. Dunkelgrün schwimmen Wasserrosen auf der braunen Flut.

Still gleiten darüber silberne Libellen. Wie Schlittschuhläufer auf dem Eis.

Lang ausatmender, verklingender Friede . . .

Voll starken Genügens, voll wortloser Freude über den nachzitternden

Triumph des Sonnenrausches des Sommers.

Leichter Mücken holde Tänze in der schwebenden Luft.

Der Feldmann guckt mit plierenden Augen ins blizende Licht.

Am Weiher, tief im Buchenschlag.

— — Ich freu mich auf die Zeit, die kommen wird.

Da werden Leidenschaften verbrannt sein. Die Seele wird träumen im Abendlicht.

Wie dieser Weiher, der unter herbstlichem Lichte glücklich flimmert

Karl Erny.

Das sogenannte Pantoffelregiment.

Von Jos. Oswald.

Ist es nicht rätselhaft, daß etwas Gutes und Zweckmäßiges durch vereinzelt Mißbrauch derart in Verruf kommt, daß man es nur heimlich, gleichsam wie ein Unrecht, üben darf, will man nicht den Spott der Menschen erregen? Das gilt zumal von dem bestimmenden Einfluß, den wir Frauen in manchen Stücken auf unsere Männer haben, und der wahrlich doch unser gutes Recht ist! Denn wenn auch geschrieben steht, daß der Mann unser Herr sein soll, so steht doch nirgendwo geschrieben, daß die Frau seine Sklavin sein soll. In den wichtigsten und wesentlichsten Dingen sind wir ja von den Männern abhängig. Wir tragen ihren Namen und lieben es sogar, uns mit ihrem Titel anreden zu lassen, wodurch wir zu erkennen geben, wie sehr wir im Manne die Sonne verehren, um die wir unseren planetarischen Lebensreigen aufführen, und von der wir unser Licht empfangen. Nun wohl! Das ist ganz in der Ordnung. Aber andererseits gehört es sich auch, daß in denjenigen Dingen, wo wir Frauen tatsächlich die Licht- und Wärmespenderinnen sind, das Verhältnis sich umkehre und der Mann sich gefälligst planetarisch um uns, als seine Sonne, drehe. Auf diesem ewigen Rollentausch beruht die wahre Harmonie, aus dieser doppelten Eigenschaft der geschlechts- geschiedenen Gestirne entwickelt sich die wunder- volle Sphärenmusik einer guten Ehe.

Wo spenden wir unser Licht und unsere Wärme? — Da, wo wir uns als geborene Königinen fühlen, wo wir vor allem zu Hause

sind — zu Hause nämlich. „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben,“ wie Schiller so richtig singt. Das feindliche Leben aber schädigt den Mann, so lange er ganz und gar in ihm aufgeht, so lange er den ruhigen Lagerplatz der ehelichen Häuslichkeit entbehren muß. Mit welchen schlechten Gewohnheiten, mit welchen unmöglichen Ansichten und unpraktischen Ideen treten selbst solche Männer in die Ehe, die von Hause die beste und sorgfältigste Erziehung genossen haben! Da ist es denn der Frauen Pflicht, die Herren einer zweiten endgültigen Erziehung zu unterwerfen, die sie mit dem edlen, soliden, geordneten und gefitteten Geiste des Hauses Tag für Tag neu erfüllt, bis er ihnen schließlich zur zweiten Natur geworden ist. Daß dies Erziehungs- werk auf eine ebenso freundliche als heitere Weise geübt werde, versteht sich doch bei einer Frau, deren Herz voll Liebe zu ihrem Manne ist, von selbst, und daß sie dabei mit aller schonenden Heimlichkeit verfähre, ohne seiner männlichen Würde zu nahe zu treten, wird sie überdies die Klugheit lehren. Ein solcher Einfluß der Frau auf den Mann, in dieser feinen Form betätigt, ist, wie er das Recht der Frau ist, für den Mann nicht bloß eine Wohlthat, er befindet sich auch — eingestandener- oder uneingestandenermaßen — sehr wohl dabei.

Freilich hat es zu allen Zeiten Frauen gegeben, die voller Herrschsucht waren, und deren ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet stand, den Mann klein bis zur Lächerlichkeit zu

friegen. Auf der anderen Seite gab es immer Männer oder vielmehr Waschlappen, die sich von der Frau nach Noten Kujonieren ließen, ohne zu musfen. Da gewöhnlich solche einander werthen Hälften unglücklich — denn glücklich kann man hier nicht sagen — sich zu vereinigen pflegen, könnte die übrige Menschheit sich trösten und jene den Witzblättern zur allgemeinen Erheiterung und Abschreckung überlassen. Aber nun hat man gerade auf solche unschönen Eheverhältnisse das schöne Wort „Pantoffelregiment“ angewandt und gebraucht es nebenbei auch, wo der eben angedeutete, durchaus in den Grenzen des Berechtigten sich haltende Einfluß der Gattin den Luchsaugen der bösen Welt sich irgendwie bemerkbar macht. So entsteht ein Wirrwarr der Begriffe, worin sich namentlich die unerfahrene Jugend schlechterdings nicht zurechtzufinden vermag.

Nimmt man jungen, unverheirateten Männern gegenüber das Wort „Pantoffel“ in den Mund, so wirkt das auf sie wie das rote Tuch auf den Stier. Die guten Tölpel! Nachher, wenn der schalkhafte Gott der Liebe sie in das Band der Ehe gelockt hat, sehen sie erfreut, daß ein Pantoffel nicht notwendig ein plumper Holzschuh zu sein braucht, daß es vielmehr allerliebste kleine feine Atlas-, Sammet- und Saffianpantöffelchen gibt, unter denen zu stehen, ein ausnehmendes Vergnügen ist, das sie nie mehr entbehren mögen. Die jungen Damen wollen sich bei dem Worte vor Lachen ausschütten, um auf einmal sehr weise zu behaupten: ein Mann, zu dem sie nicht emporzublicken im stande wären, sei nicht nach ihrem Geschmack. Einen solchen nähmen sie nicht! — Die dummen Gänse! Selbstverständlich soll die Frau sich getrieben fühlen, an ihrem Manne hinaufzusehen, wie könnte sie sonst Liebe zu ihm hegen? Allein das ist nicht so aufzufassen, als ob der Mann gleichsam die Pyramide des Cheops sei, an deren Fuße die Frau ihr Lebenlang aufgepflanzt ist, um immerzu nach der hohen Spitze emporzuschauen. Dabei käme nichts heraus, höchstens daß sie sich den Hals verrenkte.

Unsere Sprache besitzt zur Brandmarkung einer Frau, die das eheliche Verhältnis auf den

Kopf stellt und ihren Gatten tyrannisiert, weil der Dummkopf sich tyrannisieren läßt, eine sehr anschauliche Bezeichnung. Man sagt, sie habe die Hosen an. Erinnert man sich des glücklicherweise aus der Mode gekommenen Pumpkostüms, womit seiner Zeit manche Radlerinnen zum allgemeinen Entsetzen über Land fuhren, so erkennt man, wie treffend der Ausdruck das Unschöne, um nicht zu sagen Widerwärtige einer derartigen weiblichen Gewaltherrschaft bezeichnet. Dagegen muß man bedauern, daß der Ausspruch „unter dem Pantoffel stehen“ ebenfalls einen so anrühlig-lächerlichen Beigeschmack erhalten hat, daß seine ursprüngliche Bedeutung ganz vergessen worden ist. Und sie war doch so hübsch, so recht das Richtige versinnbildlichend!

Ich weiß nicht, ob es eine geschichtliche Wahrheit oder nur eine Sage ist, was ein alter Chronist von dem Ritter Polyphem erzählt, der um seiner unbändigen Starrköpfigkeit willen den Beinamen „mit der eisernen Stirn“ trug. Zur Zeit, als er sich des lieblichsten Eheglückes erfreute, wurde an dem Orte, wo er wohnte, ein Turnier veranstaltet, bei dem die Streitenden nach Wahl in des Kaisers oder in des Papstes Farben erscheinen sollten, denn die Festlichkeit galt einem Friedensschlusse zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt. Polyphem jedoch, ein Dickkopf, wie er war, wollte keine Wahl treffen, so sehr ihn auch seine Frau bat und beschwor. Sie mochte mit dem süßesten Lächeln jetzt mit dem Bande des Papstes und nun mit der Schleife des Kaisers kommen, es fruchtete nichts. Da ward sie traurig und, Tränen im Auge, lief sie in ihre Kammer empor, um da in der Stille ihren Kummer auszuweinen. Inzwischen riefen die Trompeten zum Turnier. Polyphem, der ein ebenso leidenschaftlicher Lanzenbrecher als im Grunde ein liebender Gatte war, geriet in einen seltsamen Widerstreit der Gefühle. Da sah er einen Pantoffel auf der Treppe liegen, den seine Beatrice in der Eile verloren hatte. Rasch entschlossen steckte er ihn auf den Helm und ritt damit in die Schranken. Auf die Frage, welches Zeichen er gewählt habe, deutete er auf das goldgestickte Schühchen seiner Frau, und unter diesem Zeichen trug er auch den Sieg davon.

Buntes Allerlei.

Vermählen, Gemahl. In deutscher Vorzeit war es Sitte und Gebrauch, daß alle Angelegenheiten der Markgenossen (d. h. der zu einem und demselben Gebiet gehörigen Bewohner) öffent-

lich verhandelt wurden. Der Platz, auf dem dies geschah, und den als äußeres Symbol eine Linde zierte, hieß der Wahlplatz, und die dort abgehaltene Versammlung nannte man ahd. mahal,